Nr. 204. XVIII. Jahrgang. Sonnabend, 30. Juli 1910.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 8897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Lokalpreis 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 84 Pf. pro Quart. 2,52 Mk. „ B ohne Illust. Beilage „ 69 „ „ „ 2,00 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illust. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 14 Seiten. Roman siehe Seiten 11 und 12.

Amerika in Afrika!

Amerika will in die Reihe der afrikanischen Kolonialmächte eintreten! Das ist der Inhalt der jüngsten „Sensation" der auswärtigen Politik. Es ist die Negerrepublik Liberia, auf die Uncle Sam seine Sohle zu setzen beabsichtigt. Zwischen Amerika und Liberia existieren ja sehr intime Beziehungen: ist doch von Amerika aus die Negerrepublik an der Küste von Guinea erst gegründet worden! Der Gründung lag ein menschenfreundlicher Plan der 1816 in Washington entstandenen Kolonialgesellschaft für freie Neger zugrunde. Diese legte 1822 auf Kap Mesurado eine Kolonie für amerikanische Neger an, die, nachdem 1847 die Washingtoner Gesellschaft auf ihre Verwaltung verzichtet hatte, sich zum Freistaat Liberia entwickelte, der sich eine Verfassung nach amerikanischem Muster schuf, und 1848 schon von England, später von den andern Mächten, 1862 schließlich auch von den Vereinigten Staaten seine Unabhängigkeit bestätigt erhielt.

Aber die Neger haben die ihnen gebotene Freiheit nicht so genützt, wie es ihre Wohltäter erhofften. Sie haben in Liberia kein Kolonisationstalent zu entwickeln vermocht. Sie haben zwar einen komplett organisierten Regierungs- und Verwaltungsapparat, der sich aber vollständig unproduktiv gezeigt hat. Heute ist die Republik total verschuldet, die Engländer, die ihr bis jetzt unter die Arme gegriffen haben, wollen nicht mehr pumpen und nun zeigen sich die Vereinigten Staaten bereit, an Liberia Gutes zu tun. Amerika hat den Negern angeboten, ihnen erst einmal ihre Staatsschulden zu bezahlen — es soll zu diesem Zwecke eine Anleihe von 8 Millionen Mark gemacht werden — und will ihnen dann, damit sie nicht gleich wieder in die Patsche kommen, ein bißchen „auf Ordnung halten" helfen. Das heißt auf deutsch: Liberia verkauft sich an Amerika. Denn für das Geld, was Uncle Sam den Negern leihen will, verlangt er „Garantien": er übernimmt dafür die Kontrolle über die Zölle und die Finanzverwaltung des „Freistaates", dem er auch ein amerikanisches Polizeikorps „zur Verfügung stellt". Zum Dank für diese Hilfe gestattet Liberia den Vereinigten Staaten auch die Errichtung einer Kohlenstation an seiner Küste ...

Amerikas Vorgehen dürfte sich also zunächst unter den Formen eines Protektorates vollziehen, das aber wahrscheinlich mit der Aufsaugung des Landes durch die Amerikaner enden wird. Darauf läuft schließlich die ganze Intervention hinaus, mag auch Mister Knox durch seine Leute jetzt noch so heftig dementieren lassen, daß die United States an der Küste von Guinea territoriale Erwerbungen beabsichtigen. Seit wann will uns Amerika glauben machen, daß es etwas aus purer Nächstenliebe inszeniert? Wenn es einen Topf aufs Feuer setzt, hat es noch immer Fleisch darin kochen wollen! Das Vorgehen der amerikanischen Regierung bedarf nämlich auch noch der Genehmigung des amerikanischen Kongresses: meint man, daß der zu dem Negerbeglückungswerk Ja und Amen sagen würde, wenn daraus bloß eine sentimentale Wohltätigkeitsaktion hervorguckt?

Und was sagen die andern Mächte dazu? Schweigen sie, wenn es den Vereinigten Staaten (die so empört jeden Eingriff in ihre Einflußsphäre zurückweisen!) plötzlich gelüstet, ihre Hand nach Gebieten auszustrecken, an denen die andern Mächte vielleicht das Recht hätten, sich eher Einfluß zu sichern? Der liberianische Gesandte in London hat erklärt, er wisse, daß die Vereinigten Staaten keinen Schritt in dieser Angelegenheit getan hätten, ohne sich vorher mit den Regierungen Englands, Deutschlands und Frankreichs auseinanderzusetzen. Wie — das wäre interessant zu wissen. Großbritannien ist mit Sierra Leone, Frankreich mit seinem westafrikanischen Besitz der Nachbar Liberias. Man darf annehmen, daß sich beide Großmächte die neue Nachbarschaft Amerikas, die doch für sie nicht immer gefahrlos zu sein braucht, nicht andrehen lassen; ohne dabei bestimmte Garantien oder gar besondere Vorteile in Empfang zu nehmen. Von England überrascht es auf den ersten Blick überhaupt, daß es sich so schnell des Einflusses, den es schon in Liberia hat, begeben will. Verspricht es sich von Liberia gar nichts mehr? Oder ist es schon zufrieden, daß es jetzt durch die Amerikaner wieder zu seinen den Negern geliehenen Geldern kommt? Oder hofft es, von den Amerikanern dafür, daß es ihnen ihre Liberiapläne nicht stört, irgendwo andre Gegenleistungen einzutauschen?

Deutschland ist nicht der direkte Nachbar Liberias; unsre Togokolonie ist durch die französische Elfenbeinküste und die englische Goldküste von der Negerrepublik getrennt. Aber der deutsche Handel hat ein starkes Interesse daran, daß ihm die deutsche Regierung hilft, in Liberia nicht weniger Einfluß zu erlangen, als der Export der andern Mächte. Es ist zu bedenken, daß Liberia im Inneren noch so gut wie gar nicht aufgeschlossen ist und daß es namentlich noch Maschinen aller Art braucht. Es scheint, daß Amerika gerade zur rechten Stunde gekommen ist, um die Vorteile zu schlucken, die nun den andern entgehen werden ... und daß Deutschland wieder einmal nicht merkt, wie es (wie in Marokko) aus der Front gedrängt wird. Schon hat die „Köln. Ztg." ein Berliner Telegramm veröffentlicht, das — anscheinend offiziös inspiriert — die Behauptung aufstellt, daß von einem Protektorat der Vereinigten Staaten über Liberia gar keine Rede sei, gleich darauf aber frank und frei erzählt, daß sich Amerika sowohl die Finanzkontrolle als auch sonstige Vorzugsstellungen in Liberia sichern werde. Mit andern Worten: die Vereinigten Staaten sprechen es nicht aus, daß sie sich zum Herren der Neger machen werden, aber sie reißen alle Attribute der Herrschaft an sich. Und daß das dasselbe ist — das kann Michel Deutsch anscheinend noch nicht fassen ...

Der Kampf um das Telephon.

Aus kaufmännischen Kreisen erhalten wir folgende bemerkenswerte Zuschrift: In der deutschen Handels- und Finanzwelt verfolgt man seit einiger Zeit mit großem Interesse die Meldungen über eine bevorstehende telephonische Verbindung der deutschen Städte mit London. — Der Pariser und Brüsseler Kaufmann und Finanzier hat den gewaltigen Vorteil, daß er sofort und direkt mit der englischen Metropole mündliche Mitteilungen austauschen kann, während sich der Deutsche mit den englischen Telegrammen, die nicht einmal dringend gemacht werden dürfen, oder mit einem telephonischen Mittelsmann in Paris oder Brüssel behelfen muß, wobei die Depeschenverstümmlungen und die telephonischen Mißverständnisse unzählig sind. Man kann sich also denken, welche Hoffnungen die deutschen Kaufleute an jene ersten Meldungen von einem baldigen Fernsprechverkehr zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche knüpften.

Nun gibt die deutsche Postverwaltung bekannt, daß von einer Einrichtung des Fernsprechverkehrs zwischen Deutschland und England Abstand genommen werden müsse, weil bei der Verbindung der Seekabel mit den langen oberirdischen Leitungen auf deutschem Gebiete die Verständigung wohl zu undeutlich wäre. Weiß denn die deutsche Postverwaltung, welche ungeheueren Werte oder vielmehr Verluste in der deutschen Volkswirtschaft von diesem so gelassen ausgesprochenen Worte: „E geht wohl nicht" abhängen? Es wird an der amtlichen Mitteilung auch verschiedenes noch der Aufklärung bedürfen. Die wichtigsten Verbindungen zwischen den deutschen Städten und dem Ausland sind doch schon gar nicht mehr oberirdisch. Als im Jahre 1875 durch schwere Stürme die ersten oberirdischen Linien zum großen Teile zerstört wurden und durch wochenlange Unterbrechung das Nationalvermögen schwere Verluste erlitten hatte, entschloß man sich, ein unterirdisches Kabelnetz aus siebenadrigen Haupt- und vieradrigen Zweigkabeln zwischen 90 Verkehrsknotenpunkten herzustellen. Die schweren Schneestürme im vergangenen Winter 1909/10 erwiesen, wie segensreich dieser frühe Uebergang zum unterirdischen Kabel für die Verkehrswelt war. Denn zerstört wurden dabei nur noch die — ja eigentlich auch schon längst veralteten — oberirdischen Leitungen zwischen verschiedenen Fernämtern und den Erdkabeln. Und jetzt wird die Situation so dargestellt, als bestehe die Schwierigkeit der Drahtverbindung England—Deutschland in den oberirdischen Leitungen auf deutschem Boden?

Ferner: Warum wird nicht alles aufgeboten, um die Verständigung durch Verbesserung der Fernsprechapparate zu erleichtern? Die schwedischen Ingenieure Egner und Holmstroem haben nach mehrjähriger Arbeit ein Mikrophon hergestellt, das so empfindlich ist, daß die jetzige größte Telephonierungsdistanz verdoppelt werden kann. Die beiden Erfinder führten von Berlin aus versuchsweise ein Gespräch mit dem Telegraphendirektor in Stockholm, wobei sich zeigte, daß der neue Apparat auf dieser Strecke dieselbe Lautstärke hatte wie gegenwärtig die Linie Malmö—Stockholm.

Warum geht die Postverwaltung nicht daran, durch Einführung besonders lautempfindlicher Apparate für den Fernverkehr die Verständigung zu erleichtern? Wir wissen, warum. Weil die Verwaltung den Fortschritt gar nicht will, weil sie vor jeder Neugestaltung zurückschreckt, vor jeder größeren Neuanschaffung sich ängstlich hütet, allerdings aber auch, wie wir hinzufügen müssen, von andrer Seite abgehalten wird. Eine andre Reichsbehörde fällt ihr immer wieder in den Arm, wenn sie sich zu einer großzügigeren Verbesserung des Telephonverkehrs aufraffen möchte. Und dies ist ein sehr interessantes Kapitel für sich: Man erlebt es ja fast täglich, wenn die Handelskammern auf das Bedürfnis nach neuen oder besseren Fernsprechverbindungen hinweist, die sich glänzend für den Fiskus rentieren würden, daß das Reichsfinanzamt die Anlagekosten zu hoch findet, den Posten im Reichsetat einfach streicht und es dann den Oberpostdirektionen überläßt, die Achsel zu zucken und durchblicken zu lassen, daß das Publikum eigentlich jetzt schon „viel zu viel telephoniere". Diese klassische Auskunft ist eigenes Erlebnis des Einsenders dieser Zeilen und bezog sich nicht auf den Stadtverkehr (bei dem ja besonders die Damen im Telephonieren vielleicht manchmal wirklich des Guten zuviel tun), sondern auf den Fernverkehr. Oder auch die Behörde zählt die angemeldeten Gespräche einer Fernleitung in einer besonders ruhigen Stunde und beweist damit den Mangel des Bedürfnisses, so wie man einst die Handwerksburschen auf der Landstraße gezählt hat, um die Ueberflüssigkeit neuer Eisenbahnlinien darzutun.

Das Telephon ist eben in deutschen Landen eine monopolistische, bureaukratische Einrichtung, die zum Fortschritt und zur Verbesserung immer nur getrieben und gestoßen werden muß. Das von den Behörden immer als geduldiges Objekt betrachtete „Publikum" aber, dessen Existenz und geschäftlicher Wirkungskreis mit dem verwünschten Telephon so innig verwachsen ist, vor allem der Kaufmann, der Industrielle, die Börse, die Presse, sie alle müssen einmal selbst dafür kämpfen, daß wir aus dieser unkaufmännischen, unpraktischen und verkehrsfeindlichen Aera, deren traurigstes Symptom ja die Reichstagsvorlage einer sog. „Telephonreform" ist, endlich herauskommen.

Aus vergangenen Tagen.

Von unserm Pariser J.-Mitarbeiter.

Paris, 27. Juli.

Ein aufsehenerregendes Werk kommt in diesen Tagen heraus und ist zum Teil bereits bekannt geworden: die Geschichte der französischen Politik in der Zeit vor und während des 1870er Krieges; herausgegeben auf Veranlassung des Ministeriums des Aeußeren, auf Grund der offiziellen Dokumente, als da sind: Berichte der Botschafter, Notizen der Minister und Botschafter über Unterredungen mit fremden Diplomaten, Anmerkungen der regierenden Persönlichkeiten usw. Ein wohl einzig dastehendes Werk. Es erscheint in zehn Bänden. Dieser Tage kommen nur die beiden ersten Bände heraus, sie umfassen die Jahre 1863 und 1864, also vornehmlich die Schleswig-Frage usw. die diplomatischen Schritte, Intrigen und Unterhandlungen, die dem dänischen Kriege vorausgingen. Die Veröffentlichung hat im wesentlichen den Zweck, die Erinnerungen Emile Ollivier zu widerlegen, die vor einiger Zeit erschienen sind. Ollivier, der letzte Ministerpräsident Napoleons III., der „leichten Herzens" den Krieg erklärte und bald nach Ausbruch des Krieges vom politischen Schauplatze verschwand, ist einer der wenigen leitenden Männer aus der

In den Niederlanden.

III.

Die Sammlung Six.

Eines der modernen, aber immer noch traditionsbestimmten Häuser Amsterdams, an der Stadhouderslade, nicht weit von dem breiten Becken der Buitenamsel. Ein wenig offiziell schon von außen, am Eingang ein Schild: Kaiserlich deutsches Generalkonsulat. Amtsstunden 10—1. Auf einen Druck auf die Klingel, 5 Minuten nach 10 Uhr, öffnet ein Beamter — auf das höfliche „Guten Morgen!" erwidert er nichts, als in fragendem Tone das einzige Wort: „Six?" Ein Nicken, eine Bitte um eine Karte — und zwei Minuten später ist man, im Besitz einer konsularischen Empfehlung, wieder draußen und auf dem Wege nach der Heerengracht, nach dem Hause des J. Six, das das reiche Erbe des Jan Six, den Rembrandt malte, und eine der schönsten Privatsammlungen der Welt beherbergt.

Ich weiß nicht, ob das Haus an der Heerengracht Nr. 511 das des einstigen Bürgermeisters Six ist, aber ob es auf der Stelle des alten steht, oder ein völlig moderner Bau ist. Gewiß ist, daß es in seinem Inneren, in seinem gesamten Habitus von schöner, lebendig gewachsener Einheitlichkeit ist, zu der das Alte mit dem Neuen sich verschmolzen hat. Man empfindet das Ganze nicht als Museum, sondern erlebt selbst Werke wie den Rembrandtschen Six oder die Landschaft des Delfter Vermeer als organische Glieder einer Einheit, die alle diese Dinge, soweit als möglich wenigstens, sich eingeordnet hat.

Das Portrait des Bürgermeisters Six allein würde die Reise rechtfertigen. Es stammt aus dem Jahre 1656, dem Jahre des finanziellen Zusammenbruchs, in dem Rembrandt, fünfzigjährig, aus seinem Hause in der Joden-Breestraat nach der Rozengracht übersiedeln mußte. Im Todesjahre Saskias entstand die „Nachtwache"; den finanziellen Zusammenbruch parierte er mit diesem vielleicht reifsten seiner Portraits. Der Wandel in seinen äußeren Lebensumständen ließ den künstlerischen Menschen in ihm unberührt. Es gibt vielleicht kein zweites Bildnis von seiner Hand, das eine so freie Sicherheit, ein so vollkommenes Sichbesitzen zeigt wie dieses. „Kein eigentlicher Edelmann, aber doch auch kein Bürger; ein vornehmer Mann, gut angezogen, frei und leicht in seinem Benehmen, mit ruhigem, sicherem Auge, mit ruhigem Gesichtsausdruck, in dem sich eine leichte Zerstreutheit verrät. Er will ausgehen, er hat den Hut schon aufgesetzt und zieht sich eben seine grauen Handschuhe an. Die linke Hand steckt bereits im Handschuh, die rechte ist noch frei." So schildert Fromentin das Gegenständliche des Werkes: seine Gestaltung ist so vollkommener Anschauungsausdruck, daß man zum Vergleich nur die Staalmeesters heranziehen könnte, deren Form sich hier bereits deutlich ankündigt. Die diskrete Schönheit dieser Farbigkeit, des roten Mantels über dem grauen Rock in seiner Zusammenfassung mit dem rötlichen Blond des Haares unter dem schwarzen Filzhut, vor dem Dunkel des Grundes gibt zugleich Distanz und Nähe, den Mann und die Beziehungen des Künstlers zu ihm. Und in der Einordnung der Hände und Handschuhe in das Ganze, in dieser andeutenden Subordination sind Entwicklungswege gezeigt, die zwei Jahrhunderte später erst allgemein wurden. Man denkt an Manet vor diesen Händen und empfindet wieder einmal sehr deutlich, wieviel Unsinn durch die Proklamierung des Zufallswortes „Impressionismus" in unserm gesegneten Säkulum heraufbeschworen worden ist.

Schön stimmt die Umgebung zu diesem Werk, dieses Haus voll Licht und Stille, das trotz allem nicht von der Tradition allein beherrscht wird, sondern das alle diese Vergangenheitswerte dem Leben der Gegenwart und seinen Dingen zuordnet, diese Räume, die mehr sind als Rahmen schöner Bilder, und gerade darum von diesen das museumsmäßig Tote, Isolierte und Luftleere fast durchweg fernhalten. In dem Raum des Sixportraits spricht nicht nur Rembrandt, man sieht keine literarischen Stilreinheitsversuche und empfindet gerade darum das bleibend Lebendige seiner Art um so kräftiger.

Der zweite große Rembrandt der Sammlung Six, das Portrait der Mutter des Bürgermeisters, 15 Jahre früher entstanden, gehört noch der frühen Zeit an — in seiner leise trockenen Sachlichkeit, die auch zwischen Bild und Betrachter immer eine Distanz legt. Desto intensiver wirken die beiden Federzeichnungen des Six und das bei aller Kleinheit sehr lebendig malerisch behandelte Portrait des Dr. Bueno, das sich im übrigen bescheiden neben den zahlreichen Bildnissen des Professors Tulp im Hintergrund hält, für den Rembrandt 1637 seine große Anatomie malte. Er war der Schwiegervater des Jan Six — und noch heute spürt man, wenn man diese stillen vornehmen Räume durchwandert und dem führenden Diener diskret den Dargestellten vorstellen hört etwas von der vornehm freien Zusammengehörigkeit, die diese Menschen und ihre Künstler, Rembrandt und Franz Hals und Elias und Paul Potter umschloß — und empfindet vielleicht auch darum diese Portraits noch stärker als Lebens- und nicht als Museumswerte. Von dem großen Reiterbildnis des Dr. Tulp von Paul Potter, das der Sechsundzwanzigjährige ein Jahr vor seinem Tode malte, bedauert man, nicht mehr sehen zu können; es gäbe bei aller Dendenz zur Repräsentation und aller gegenständlichen Bedingtheit vor allem im Vergleich zu der Bärenjagd des Rijksmuseums vielleicht doch manchen Entwicklungsaufschluß.

Den stärksten Eindruck nächst den Rembrandtportraits hinterläßt eine Straßenansicht des Delfter Vermeer, die nur leider in dem einzigen etwas museumsmäßig angelegten Raum hängt. Ein dunkelbraunroter Treppengiebel rechts, davor eine Straße, ein paar Fliesen rechts, links ein etwas bläulich grüner, wenig bestimmter Raum und über dem Ganzen ein von warmem Licht erfüllter heller Himmel. Das Werk hat nicht den Reichtum der Haager Landschaft: in seiner Wirkung ist es vielleicht gerade darum noch einheitlicher.

Ein Gegenstück dazu ist Aelbert Cuyps „Seestück im Mondschein". Man ist überrascht, einmal nicht sein goldig sonniges, reifes Licht anzutreffen — die ruhige, unsentimentalische Kraft, mit der das Ganze gelöst ist, die heitere Atmosphäre, die über dem hohen Strand und den Booten, dem glatten Wasser und dem weiten Mondhimmel in bläulich grünem Glanze liegt, ist doch von dem gleichen Gefühl getragen wie seine Nachmittagsstimmungen und die sachlichen Reiterbildnisse, vor denen zuweilen von weitem der Gedanke an Gustave Courbet auftaucht.

Auch die übrigen großen Landschaften sind schön vertreten. Ein Winterbild Ruisdaels, von dem mehrere schöne Stücke vorhanden sind, hängt neben einer Sommerlandschaft von Rombouts, ein Hobbema, ein van der Heyde bleiben im Gedächtnis. Von Paul Potter und Adrian van de Velde sieht man ein paar kleine, vortreffliche Tierstücke, von Pieter de Hoogh ein sehr schönes Interieur, eine Holländerin, Wäsche ausgebend, in leuchtendem, warmbraunem Ton gehalten. Ein kleines Faustbildchen Salomon Koninck wirkt um seiner bescheidenen Dimensionen willen ganz angenehm, desgleichen die kleine Austernesserin des Jan Steen mit dem schönen Rot und Grau und ein hübsches kleines Portrait von Terborch, der auch durch die Briefschreiberin trefflich charakterisiert wird.

Familienbildnisse, ein paar Herrscherportraits, ein paar Wouwermans, Mierevelts, Berghems, einige Stilleben vervollständigen das Bild, ohne es im wesentlichen noch sonderlich zu beeinflussen. Die bestimmenden Linien geben die Großen, Cuyp, Potter, Hals, Vermeer und vor allem Rembrandt. Und sie sind es auch, die der Sammlung ihren Platz neben dem Rijksmuseum anweisen, sie weit über die sonstigen Galerien Amsterdams stellen. Das städtische Fodor-Museum besitzt sehr schöne Handzeichnungen und Radierungen; was an Gemälden ausgestellt ist, verdient mit ganz wenigen Ausnahmen kaum Platz und Licht, von dem man dem vielleicht interessantesten Stück der Sammlung, der Federzeichnung Géricaults zum Floß der Medusa, ruhig etwas mehr gönnen könnte. In diesem Blatt steckt manches, wie die beilschwingende Gestalt rechts, von dem man bedauert, daß es später der Oekonomie des Ganzen geopfert ist. Und wenn im Stadtmuseum am Vondelpark nicht ein paar Fontainebleauer — und etwa noch Jan Veth, Fantin und einige Jüngere anzutreffen wären, so nähme man außer der näheren Bekanntschaft der drei Marris, Mauves und Mesdags vielleicht nur die Erkenntnis mit, daß Joseph Israëls bei uns noch mehr überschätzt worden ist, als man nach manchem, was man von ihm in Deutschland sah, bereits angenommen hatte.

Dr. Paul Fechter.

Kleines Feuilleton.

= **Im Kgl. Kunstgewerbemuseum** ist gegenwärtig eine Sammlung von kunstgewerblichen Arbeiten des Düsseldorfers F. H. Ehmcke ausgestellt. Neben Kordmöbeln, Keramiken, Metall- und Silberarbeiten u. ähnlichem, finden sich zahlreiche buchgewerbliche Arbeiten des Künstlers. Unter diesen nehmen die Schriftproben der Ehmcke-Antiqua und Ehmcke-Kursiv einen bevorzugten Platz ein.

= **Im Residenztheater** wird Sonnabend der Schwank „Zwei glückliche Tage", Sonntag das Schauspiel „Alt-Heidelberg" gegeben.

= **Münchner Festspiele.** Man schreibt uns aus München vom 28. Juli: Nach kurzem Sommerschlaf ist die Münchner Theatersaison wieder erwacht und mit raschem Schritt in ihr glänzendstes, bedeutsamstes Stadium getreten: die Wagner- und Mozartfestspiele haben mit der Aufführung des „Don Giovanni" im Residenztheater am Mittwoch ihren Anfang genommen. Den Wagnerfestspielen geht heuer nicht wie sonst ein geschlossener Mozartzyklus voraus, sondern das Repertoire hat die Form eines „gemischten Programms". Die Festspielsaison hat dadurch entschieden an individueller Charakteristik Einbuße erlitten, denn letzten Endes sind die Mozartaufführungen im Residenztheater doch das ureigenste Wahrzeichen Münchner musikdramatischer Kunst. Aber man wollte eben das Zusammenfallen der Münchner

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19100730/1